

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 214.

Freitag, 13. September.

1929.

(4. Fortsetzung.)

Der neue Inspektor.

Roman von Robert Misch.

(Nachdruck verboten.)

Sie sah wunderschön dabel aus. Der rote Schein der Lampe überflutete ihr zartes Gesicht und ihr Haar, das wie eine rote Goldkrone leuchtete.

Dann bat er sie, ihm von ihrem Leben zu berichten und wie sie ihre Tage zubrachte.

Zu dieser Schilderung genüge allerdings ein Tag für alle, meinte sie lächelnd. Um sechs Uhr müsse sie aufstehen, im Sommer um fünf. Dann ebenso arbeiten wie eine Haushälterin, eine „Gutsmamsell“, die Mägde und die Küche beaufsichtigen, das Mittagessen anordnen und vor allem die Milchämmer versorgen. Da gäbe es viel zu tun mit Buttern und Rahmen. Das wisse er ja selbst als Landwirt. Und dann der Hühnerhof, der Eierverkauf, Obst- und Gemüsegarten und so weiter. In einer so großen Wirtschaft gäbe es immer zu tun.

„So sind Sie also nicht nur Hausfrau, sondern auch Wirtschaftsleiterin?“

„Ich muß wohl.“

„Und wann kommt die Erholung, das Vergnügen? Ein junges Mädchen wie Sie will doch auch noch was anderes als bloß Arbeit.“

„Auch das habe ich“, versicherte Lisbeth mit strahlendem Lächeln. „Da ist doch der Fritz, mein Bruder. Der arme Kerl hängt mir immer am Rockzipfel. Er hat ja sonst niemand, der ihn versteht, als mich. Er ist ein rechter Träumer, möchte gern studieren und malen und hat Einfälle — so merkwürdig, ganz phantastisch. Ich glaube, er könnte ein Künstler werden. Nun, mit dem gehe ich abends spazieren, hinaus in den Wald oder die Landstraße entlang; und da plaudern wir und lachen und machen Pläne für die Zukunft.“

„Ein etwas mageres Vergnügen für eine junge Dame.“

„Ach Gott, aus Gesellschaften mache ich mir nicht viel.“

„Aber Sie werden doch Freundinnen haben?“

„Eigentlich nicht. Mein Vater wünscht keinen Verfehr und ...“

„Also er ist wirklich so streng?“

Sie errötete leicht.

Die Tante hat es Ihnen wohl erzählt? Mein Gott, er ist ein alter Mann, etwas wunderlich. Manchmal ist es ja nicht leicht, mit ihm auszukommen; aber er meint es gewiß gut mit uns. Er hat ja auch viel Ärger mit den Leuten und wird leicht heftig. Daß Fritz nicht gern Landwirt ist, ist sein größter Kummer, und darum ist er so streng mit ihm.“

Sie hatte es zögernd und nachsichtig gesagt und schaute nun verlegen vor sich hin. Um ihren Mund aber lag jetzt ein müder, beinahe älstlicher Zug. Sie erschien ihm rührend und begehrenswert, ein Dornröschen, das der Befreiung harrte.

„Armes Fräulein“, murmelte Platen, ihre Hand ergreifend.

Eine harte, kleine Hand, der man die Arbeit anmerkte. Inzig drückte er seine Lippen darauf, immer wieder, bis sie sie ihm entzog.

Er kämpfte einen schweren Kampf mit sich selbst. Vor sich das süße, liebe Mädel mit den prächtigen

Augen, das arme, liebebedürftige Geschöpf . . . Er brauchte nur aufzustehen, diesen schwelenden, schönen, jugendlichen Leib in seine Arme zu pressen, den toten Mund abzuküssen, bis ihr der Atem verging . . .

Er fühlte, er wußte, daß sie ihm nicht widerstreben würde, und es trieb ihn dazu mit wilder Lust. Sein Herz pochte stürmisch; er blickte sie glühend an, schwer atmend.

Er liebte sie, ja, er liebte sie . . .

Plötzlich kam er zur Besinnung. War er denn immer noch das willenlose Opfer der Leidenschaft?! Was hatte er sich geschworen?! Er wollte seinem Herzen nicht die Oberhand über den Kopf gewinnen lassen; nicht das Blut und die Sinne, der Verstand sollte herrschen. War er denn sicher, ob er es morgen nicht bitter bereuen würde, wenn er diesen Schritt tat?

Lisbeth ahnte nichts von diesem harten Kampf. Er hatte ihr die Hände heiß gefühlt. Und wie hatte er sie dabei angebläst! Ach, aufzusauzen hätte sie mögen. Welch eine Stunde war dies! Sie brachte das Glück.

„Frau Professor Böhmann scheint nicht so bald zu kommen; ich muß also doch wohl gehen“, sagte da plötzlich Platen gelassen, als sei nichts vorgefallen, indem er sich erhob. „Verzeihen Sie, mein gnädiges Fräulein, daß ich Ihre Zeit so lange in Anspruch genommen! Grüßen Sie den Onkel und die Tante! Und auf Wiedersehen morgen! Wann reisen Sie?“

„Ich weiß nicht — in einigen Tagen wahrscheinlich“, stammelte sie mit erblaßten Lippen.

„Hm! Na, also bis morgen! Auf Wiedersehen, Fräulein Lisbeth!“

Die vier Wochen, für die Lisbeth Urlaub bekommen, gingen zu Ende. Im Gesicht der Tante erschien ein gespannter, ernster Ausdruck, und oft heftete sich ihr Blick forschend auf Herrn Platen. Sie und ihr Mann hatten an den Ökonomierat deponiert, um Verlängerung des Besuchs gebeten. Aber die Antwort lautete nach des liebenswürdigen Schwagers Manier nicht gerade freundlich und höflich:

„Augenblicklich nach Hause kommen! Nicht einen Tag länger!“

Es mußte also gehorcht werden. Es änderte sich auch nichts in den letzten Tagen. Herr Platen war heiter wie immer, wenn auch ein wenig zerstreut. Lisbeth zeigte sogar eine sieberhafte Lustigkeit, als wolle sie die letzten Stunden noch recht auskosten.

Als sie aber am Nachmittag des letzten Tages ihre Sachen einpackte, schlich sie müde und blaß von den Schränken zum Korb, vom Korb zu den Schränken, ohne etwas zustande zu bringen, die Mundwinkel wie zum Weinen herabgezogen. Das Fortgehen bereitete ihr Weh, bitteres Weh.

Auch am Abschiedsabend wollte troß der verschiedenen Seltflaschen, die die Tante mit weiblicher Schlaucht aufs Eis gestellt hatte, keine rechte Heiterkeit aufkommen. Sogar Herr Platen machte recht matte Witze und schien nachdenklich und verlegen.

Man trennte sich spät und recht kühl, und Frau Professor Böhmann wäre ohne Platens Versicherung, daß

er morgen auf dem Bahnhof sein würde, vor Zorn über ihn geplagt. Als er fort war, eilte sie Lisbeth in ihr Zimmer nach und nahm sie in ihre Arme. Fragen und sagen möchte sie nichts. Da war jedes Wort überflüssig.

Lisbeth reiste am nächsten Morgen ab. Der Aufenthalt war wunderschön gewesen; sie dankte den Verwandten von ganzem Herzen. Aber jetzt war ihr todtraurig zumute.

Herr Platen erschien zur Abfahrt, elegant und besser wie immer und überreichte ihr lachend einige Orchideen.

Man brachte Lisbeth in ihr Abteil, diesmal aber zweiter Klasse; der Zug dampfte ab, und sie winkte mit dem Taschentuch so lange, bis sie die drei nicht mehr sehen konnte. Dann weinte sie leise, aber bitterlich hinter der Zeitung, die sie vor ihr Gesicht hielte.

Der Herr Ökonomierat lag in sehr schlechter Laune an seinem Schreibtisch. Der Februar neigte sich seinem Ende zu. Der Winter war milde gewesen, das Frühjahr zeigte seine ersten Vorboten. Der Landmann rührte und rüstete sich nach seiner Winterruhe zu frischer Arbeit.

Er musste durchaus einen neuen Inspektor haben. Das Gut, das er erst im vorigen Jahr durch ein Vorwerk mit Ziegelei abgerundet hatte — sein Nachbar, der Graf, den seine Herren Söhne langsam ruinierten, hatte es billig hergegeben, weil er Geld brauchte —, das Gut war in den letzten Jahren ständig gewachsen. Und er fühlte sich nicht mehr jung genug, es wie früher allein zu bewirtschaften.

Wäre nur der Fritz ein paar Jahre älter und tüchtiger, statt so ein fauler Schlingel, der am liebsten träumend oder lesend im Grase lag. Oder wäre Lisbeth ein Mann statt ein Frauenzimmer.

So musste er sich mit einem Fremden herumärgern. Und was das Schlimmste war, die Sorte wurde immer anspruchsvoller und leistete immer weniger.

Früher, als er selbst Inspektor war, ehe er sich mit Hilfe einer kleinen Erbschaft und einer reichen Heirat, durch rastlosen Fleiß und äußerste Sparsamkeit so hoch gebracht, früher, da war ein Inspektor mit allem zufrieden. Ein Kämmchen genügte ihm damals als Wohnung, und ans Essen stellte man auch nicht solche Ansprüche wie heute. Jetzt musste alles sein und elegant und vom Besten sein, Zimmer und Kost. Und behandelte wollten sie sein wie die Fürsten.

Waren ihm nicht schon ein paar von den Kerls fortgelaufen, weil er sie „angehaucht“ hatte und weil ihnen das Essen nicht schmeckte, das er doch selber aß? Und schimpften sie dann nicht in der Nachbarschaft herum und machten ihn schlecht?

Aber das Allerschlimmste: wer was konnte und seinen Mann stand, der verlangte ein Gehalt, mit dem man früher zwei solche Kerle hätte bezahlen können. Und die billigeren tauchten nichts, waren zweifelhafte, weggejagte, unsfähige Subjekte.

Das hatte er dem Vermittler nach Berlin geschrieben. Und was antwortete ihm der Mensch?

„Für nichts ist nichts. Die Herren müssen heute so viel lernen und studieren. Wer was kann, der fühlt sich eben und will danach bezahlt sein.“

Keine Treue, keine Anhänglichkeit mehr an den Brotherrn. Sein letzter Inspektor, mit dem es so ähnlich gegangen war, wenn man ihm auf dem Norden saß, hatte ihn einfach im Stich gelassen, weil er eine bessere Stellung bekommen konnte. Nachträglich hatte er das erst erfahren. Darum war ihm der Mensch gleich mit der Kündigung gekommen, als er ihn „angehaucht“.

Es lagen ihm einige Briefe von Bewerbern vor; aber alle machten sie zu hohe Ansprüche, oder die Zeugnisse waren mäßig. Einer war ein notorischer Trunkbold, der andere saugrob; das besorgte er selber. Der dritte verstand von der Brennerei nichts; und gerade dazu brauchte er ihn nötig.

Einen hatte er sich neulich zur Probe kommen lassen. Das war ein ganz überstudierter Mensch, anmaßend

und selbstbewußt. Der fand einfach alles schlecht und verlehrte auf Tressin, wollte alles auf den Kopf stellen, entwickelte einen ganzen Plan zu einer vollständigen Revolution.

Alles, aber auch alles sollte mit Maschinen gemacht werden, mit den allerneuesten, die noch gar nicht erprobt waren. Der Kerl rechnete ihm vor, wie kolossal die Erträge sich steigern würden — aber freilich, Kapital müßte man hineinsteken.

Der Ökonomierat hatte ihn mit einem grimmigen Lächeln angehört und war dann furchtbar grob geworden, so daß der junge Mann ganz bestürzt seinen Koffer packte und schleunigst wieder abfuhr.

Nun war da heute morgen aus Berlin ein großer Schreibebrief mit Zeugnissen und Photographie gekommen, von einem Herrn Platen. Auch ein Junger. Aber die Zeugnisse waren gut, sehr gut. Zuerst hatte er auf einem märkischen Rittergute praktisch gelernt, nachdem er die Landwirtschaftliche Hochschule in Berlin absolviert; dann war er zum Freiherrn von Kochitz auf Gurtshinen in Ostpreußen gekommen — berühmte und großangelegte Musterwirtschaft, bekannter Züchter, vielfach prämiert. Wer da an erster Stelle stand, sapperlot, der verstand seine Sache!

Mit Bedauern nur hatte der Besitzer von Gurtshinen, so hieß es in dem Zeugnis, diesen tüchtigen, gediegenen Inspektor ziehen lassen, da er sich im Auslande zu vervollkommen wünschte. Eine kleine Erbschaft hätte es ihm gestattet, so schrieb Herr Platen selbst, sich über ein Jahr im Auslande umzusehen.

Er hätte viel Neues gelernt und dann noch in Berlin während der letzten Monate einige bodentechnische und andere Fachstudien, speziell über Brennerei, betrieben. Nun wolle er wieder eine Stellung annehmen.

Er könne zwar jederzeit wieder auf Gurtshinen eintreten, aber er möchte die Verhältnisse, wie sie in Pommern seien, kennenlernen, und auch seine theoretischen Kenntnisse in bezug auf Brennerei, Ziegelei usw. praktisch anwenden lernen, wo er beim Baron von Kochitz nicht viel Gelegenheit gehabt.

Von Herrn Ökonomierat Noloff und von seinem Mustergut Tressin hätte er so viel Rühmliches gehört, daß er gern bei ihm eintreten würde. Das Gehalt sei zwar klein; aber er hätte einige Mittel und sähe nicht auf freundliche Behandlung, Familienanschluß und die Gelegenheit, etwas Neues zu lernen.

Hm, hm, hm! Der Ökonomierat passte nachdenklich vor sich hin, bis sein Denkerhaupt in eine graue, stinkende Wolke eingehüllt war.

Also ein Theoretiker, ein sogenannter „Strebamer“; aber doch auf der anderen Seite ein praktischer, ausgezeichneter Landwirt. Das „Mustergut Tressin“ schmeichelte ihm auch; und offenbar schien der Mensch sich ja unterordnen zu können, denn der Baron Kochitz war als strenger Gebieter bekannt, wie er zufällig wußte.

Die gute Behandlung, der Familienanschluß — nun ja, er war ja kein Menschenfresser und konnte sich schließlich auch in die neue Zeit fügen, die nun einmal höflichere Umgangsformen gegen Untergebene verlangte.

Ein jüngerer, jedenfalls feiner und gebildeter Landwirt von solchem Verneifer würde auch für Fritz ein Vorbild sein und mehr Einfluß auf ihn gewinnen als so ein alter „Stoppelhopser“, wie der Junge sie mit seinem Lieblingsausdruck nannte.

Und dann das Gehalt. Wo bekam er sonst für das Geld einen tüchtigen Inspektor her?

Auch hatte der junge Mann ein recht sympathisches, offenes Gesicht. Na kurz, er wollte es einmal mit ihm versuchen, natürlich zunächst auf Probe.

Nachdem er noch eine Weile nachgedacht und gepaßt hatte, nahm er einen Briefbogen und schrieb in diesem Sinne an Herrn Inspektor Platen in Berlin. Wenn er könne, möchte er schon in den nächsten Tagen eintreffen.

Am anderen Tage kam ein Telegramm: „Bin mit allem einverstanden und werde nächsten Sonntag eintreffen. Platen.“

(Forts. folgt.)

Sonniger Septembertag.

Altweiber Sommer! Wunderklare Lust
Und Asternblühen und später Rosen Duft!
Die lebte Schwalbe schwitscht auf dem Dach.
Nun sieht auch sie. — Ich schau' ihr sinnend nach.
Mein Nachbar holt die letzten Früchte ein
Und läbt sich am September Sonnenschein.
In satten Farben Näh und Ferne glühn.
Wie doch so rot die Rosen heut' noch blühn!
Ein spätes Blümchen und ein Schmetterling,
Der zwischen weißen Fäden sich verlängt . . .
Und sieh! Ein Blatt, das schon den Sommertraum
Vergessen hat, fällt vom Kastanienbaum. — —
In diesen Tagen wird die Sehnsucht wach . . .
O flögt du, Herz, den Sommervögeln nach!
O Lebensinbrunnen, willst du mächt' ger sein?
Dorch doch! Welch ernstes Glöcklein tönt darein? —
Altweiber Sommer! Letztes Sonnengold!
Wie es so mild durch milde Blätter rollt!
Noch einmal soll die Welt gesegnet sein. —
O seelenvoller später Glanz und Schein!

Julius Bansmer.

Erinnerungen an Kathi Kobus.

Erlebte Geschichten von Richard Rich.

Die Bowle.

Kathi Kobus, die soeben, kurz vor Vollendung ihres Bünfundsiebzigsten, in München gestorben ist, die lebte Säule der alten, nun unwiederauferstehlichen toten Boheme, kennt jeder, der irgendmal in München studiert hat. Sei es auch nur drei Tage lang Hosbräuhaus, Pinakotheken und „Simplissimus“-Künstlerneive. Und dieser „Simpl“ war eben Kathi Kobus.

In früheren Seiten braute sie dort zwei „Spezialitäten“. Die eine war eine Leberknödelsuppe, die für ganze Schriftstellerstämme, Maler-Sippen und Musiker-Genossenschaften, die um Mitternacht ihr Mittagbrot einzunehmen pflegten, die Hauptmahlzeit bildete und am liebsten in der Simpl-Küche direkt eingenommen wurde, die andere war die Simpl-Bowle. Berühmt wie jene, war diese berüchtigt. Joachim Ringelnatz, der damals als Simpl-Hausdichter noch Hans Bötticher hieb, hat Kathis Bowle oft bedichtet.

Einmal kam ich mit dem Maler F., der heute besonders als Graphit berühmt ist, gegen 8 Uhr in das noch leere Lokal. Es war der 30. des Monats, „Marie“ weinte und wir hatten im Sinne, mit Kathi in finanzielle Unterhandlungen zu treten. Wir warteten, aber sie kam nicht. Und nur aus Verweiflung und ganz in Punkt-Gedanken verfunten nahmen wir Löffel und Schaufelten von den auf dem Tisch bereitstehenden Schokoladentorten die Creme herunter. Erst als alle Torten so glatt waren wie eine neu-jährliche Dönerfront, erkannten wir unseren Frevel. Und in der Tasche klimperte uns außer dem Hausschlüssel nur eine Dreipfennigsmarke. „Das kann ma alei!“ sagte F., ging zur Theke und holte das Mostrichsak. Und obwohl er sich sonst nie als Bildhauer versuchte, hier gelangen ihm die prachtvollsten Plastiken: Blumen und Schnörkel in prächtiger Profilarbeit. Und dann war es für uns Zeit, unsichtbar zu werden.

Als wir in ein paar Stunden wieder erschienen, empfing Kathi uns schon an der Tür: „Lausbuam, ös! A ganzes Monat kommt mir nimmer vor d' Augen. Naa . . . Nien . . .“

Anderntags war zum Glück der Monat um. Wieder, Punkt acht, standen zwei böse Buben an der Theke. Kathis Untat schrie nach Rache. Uns den Simpl zu verbieten! Nur weil so einem Spieker von Hochzeitstreifend die Mostrichtorte nicht geschmeckt hatte. Blödsinn. Torte ist gut und Mostrich ist gut. Und was einem Paar Regensburger recht ist, das ist für solches Konditorzeug noch lange billig genug. Na, überhaupt . . . Zu Kathis Bowle muss man Mostrich essen! Kathis Bowle? hm. Dort stand der Bowlenkorb, der geheimnisvolle. Bowlen sind Mysterien. Böse Buben aber sollen nicht . . .

Es war, wie gesagt, der Monatserste und der Simpl überfüllt. Ach, war das fidel in dieser Nacht! Bötticher brachte einen neuen „Sang auf Kathi“. Anni Trautner sang ihr Soldatenliedchen zum genau 2000. Male, und Mariett hatte zum erstenmal das Podium bestiegen. Alles sündete. Musikvorträge und Emmis Bubikopf, der das Originellste war, das man damals hatte. Und der Wein . . .? Und Kathis Bowle . . .?

„Na, ihr Schlawiner, is met Bowlen etwa net auch sündend?“ rief Kathi.

„Natürlich!“ schrie da einer und hob sein Glas, in dem etwas undefinierbares Schwamm. „In mein Quarti hab ich eben sogar d' Bündholzschachtel gefunden . . .“

Der „Verleger“.

Kathi war nicht nachtragend. Sie verstand einen Spaß. Und auch, daß wir damals außer Streichholzschachteln — garantiert giftfrei! — Alchenbecher, Jahnstöcher und Blumenvasen auf den Grund des Bowlenkörbes versenkt hatten, versteht sie uns nach kurzer Zeit. Wenn sie einen ihrer Stammgäste irgendwie fördern konnte, dann tat sie es mit Herzenslust. Und einmal, da nahm sie uns beiseite und sagte: „Das ös nur wihts: Der Geschwollkonsfe da hint, der mit der großen Tohn, der is a Verleger aus Leipzig. Der, wenn an Rausch hat, der nimmt eure Gedichte und macht gewis o Luruz-Ausgab davon . . .“

Ja, da sah er, der Mächtige. Und die Kathi führte uns zu ihm und stellte uns vor. Und wir luden ihn zu einer Pölle Selt ein. Denn den Rausch, den mußte er ja recht schnell kriegen. Sonst — — die Weltliteratur war in Gefahr.

„Sie sind ja zu aetig, meine Herren“, sagte er immer wieder. „No ja, so iungs kommen wir nicht wieder zusammen. Hab ich recht? Was? Ich will wissen, ob ich recht habe . . . Hab ich nun . . . na, Profit! . . . Da sieht man wieder, wie gemettsch es in München ist . . . Na, nochmal Profit!!“

Dann war es denn an der Zeit, den Vorstoß zu machen. Und Hans rührte mich und ich rührte Hans. „Und wenn ein geschickter Verleger uns in die Hand nähme . . . Sie sind doch Verleger? Was, lieber Freund?“

Der Mann nickte und sagte: „Aber . . . aber . . .“

„Kein Aber, aber! Diese Nacht sei für ihn die große Chance seines Lebens. Und was man tun wolle, das soll man gleich tun. „Anni, Papier und Tinte!“ Wir wollen auf der Stelle einen Vertrag machen. Lebenslänglich. Für alle 101 Auflagen.“

„Wie so denn „Lagen“, stammelte unser Freund. „Ich hab doch kein Wirtshaus. Ich rechne nur nach Flaschen. Nooo. Aber gleich nach Tausenden von Flaschen.“

„Flaschen? Was will der Onkel von Flaschen?“

Wir hatten einem — Bierverleger Kathis teuren Selt eingeflößt . . .

Welt u. Wissen

Die heißesten Gegenden der Erde. In Afrika ist die aröteste Hitze anzutreffen in der Wüste Sahara, im Sudan und in der Libyschen Wüste. Der höchste Hitzegrad auf der ganzen Erde wurde bisher in einigen Dänen der Sahara gemessen: er betrug annähernd 68 Grad Celsius im Schatten. Derartige Hitzearade konnten auch in den heißesten Gegenden des Sudans und der Libyschen Wüste noch nicht festgestellt werden, doch kommen in diesen Gegenden Hitzegrade von 48 bis 50 Grad Celsius jedes Jahr vor. Der zweitgrößte Hitzegrad ist bisher in Kalifornien ermittelt worden. Dort ist es ein etwa 150 Meter unter dem Meeresspiegel liegendes Tal, das wegen seiner ungemein großen Hitze von den Einwohnern das Todestal genannt wird. In diesem Tal wurde einmal eine Hitze von 58 Grad Celsius festgestellt, doch war man dabei noch nicht einmal in den tiefsten Teil des Tales eingedrungen, wo die Hitze noch höher ist. Sumatra, Borneo und Celebes werden zwar vom Äquator durchschnitten, infolge der abkühlenden Meeresumgebung sind aber nicht dort die höchsten Hitzegrade zu verzeichnen, sondern in Arabien, Mesopotamien, in Teilen von Ostindien, Persien und Afghanistan, in Siam, Anam und Tongking. Außer in Kalifornien ist die Hitze noch besonders groß in Arizona und in Teilen von Mexiko, ferner im Innern Australiens, in den Zentralgebieten von Brasilien und in der großen Wildnis im Süden Amerikas, die den Namen Gran Chaco führt.

Scherz und Spott

Seine Ansrede. Die Lehrerin prüfte misstrauisch Hänschens schriftliche Hausarbeit. „Das sieht aber ganz so aus, wie wenn es deine Schwester geschrieben hätte“, sagte sie. — „Schon möglich, ich habe ihren Füllfederhalter benutzt“, suchte Hänschen ihre Zweifel zu zerstreuen.

Die einzige Erklärung. Die Söhner, die beim Sonntagessen in der Pension gereicht wurden, boten den Jüngern eine schwierige Aufgabe. „Ich verstehe ja nichts davon“, meinte ein Herr mit heftigen Kaubewegungen, „aber dieser Vogel muß sicher aus einem hart geckten Ei herkommen.“

* In Reclams Universal-Bibliothek (Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig) erschien: Otto Flake: „Die Scheidung“ (Erzählung. Mit einem Nachwort von Emil Bölsner. U.-B. Nr. 6981). Diese Erzählung behandelt das Problem einer verfehlten Ehe. Im Mittelpunkt steht ein sehr sein gezeichneter, charaktervoller Mann, dem das Schicksal eine sehr schwerwiegende Entscheidung aufgebürdet hat. Da er sich nicht entscheidet, hat er einen Freund eingeladen und zum Richter über sein Schicksal gestellt. Mit dessen Augen sieht er und zugleich der Leser noch einmal die Schönheit der Südtiroler Landschaft, der „heroischsten in deutschem Land.“ — J. Scherz: „Menschliche Tragödie XII“. Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Dr. Max Mendheim. U.-B. Nr. 6982/83. Dieser letzte Band der berühmten kultur- und sittengeschichtlichen Skizzen Scherzs enthält ein Charakterbild des berühmten Königs Richard III. von England (besonders interessant im Vergleich zu Shakespeares dichterischer Gestaltung); das traurige Ende des Zaren Iwan VI. von Russland, der auf Befehl Katharinas II. ermordet wurde; ein begeistertes Loblied auf den italienischen Freiheitshelden Garibaldi; schließlich eine kritische Betrachtung der politischen Zustände in Deutschland während der Jahre 1840—1870. — Paul Fechter: „Deutsche Dichtung der Gegenwart“, Versuch einer Übersicht. U.-B. Nr. 6994. Der Verfasser unternimmt hier den Versuch, von einem bestimmten Gesichtspunkt aus Ordnung in die Fülle literarischer Erscheinungen von heute zu bringen. Er zählt nicht möglichst viele einzelne Autoren und einzelne Werke auf, sondern versucht, das Gesamtbild mit ein paar großen Linien zu gliedern, um auf diese Weise dem Leser von vornherein eine sichere Stellung gegenüber der Vielheit der Erscheinungen und zugleich die Möglichkeit zu geben, sich selbst von diesem sicheren Punkt aus weiter zu orientieren. — Edward Welle-Strand: „Rote Novellen“. Aus dem Norwegischen übertragen und mit einem Nachwort versehen von Hermann Röhrer. U.-B. Nr. 6990/6991. Was uns diese „Roten Novellen“ des norwegischen Dichters wertvoll macht, ist weniger ihre Art der Stellungnahme zu den neuen großen Problemen als die vertiefte psychologische Schilderung russischer Menschen und russischer Erde. Aus allem weht starker Erdhauch, blutwarme und kräftige Gestaltung. Die vadende, dramatische Erzählungsart der Novellen, die in die Wälder Finnlands, die üppigen Akte Südrusslands, die verschossenen Schülengräben der einstigen Ostfront und die Welt russischer Städte und Bauernhäuser führen, sorgt dafür, daß sie in jeder Zeile spannend sind. — Dr. med. Alfred Brauchere: „Gebackt oder roh?“ Neuzeitliche Ernährungskunst U.-B. Nr. 6994. Der Verfasser des vorliegenden Buches, leitender Arzt des Prienitz-Krankenhaus in Berlin-Mahlow, gibt eine leichtverständliche Einführung in alle Fragen der modernen Ernährungswissenschaft, soweit sie jeder Mensch, insbesondere die Hausfrau, kennen muß.

* „Weltgeschichte in Anekdoten“ von A. v. Gleichen-Rußwurm. (Verlag Max Hesse, Berlin-Schöneberg I.) Blikartig und rascher als langatmige Darstellungen erhellt die Anekdote Vorgänge, Charaktere, ganze Epochen. In vielen Jahren unermüdlichen Fleisches gesammelt, schlängen sich hunderte von Anekdoten und Geschichten zum lebendigen Inhalt der Weltgeschichte. Die „Weltgeschichte in Anekdoten“ ist ein Reisetagebuch in die Vergangenheit. Wir begleiten den Weltmann und Cauteur, den gelehrten Kulturhistoriker und geistvollen Chronisten allein in unbekanntes Land und staunen, welche Schönheiten, welche grausigen Abgründe, welche hellen Gipfel sich dem erstaunten Blick plötzlich enthüllen. Das Buch ist in blendend geschliffenem, nüchternem Stil geschrieben und ist alles in allem die amüsanteste und belehrendste Weltgeschichte.

* Laurids Bruun: „Der King“, Kriminalroman. Engelhorns Romanbibliothek, Band 1029/30. (Engelhorn Nachf., Stuttgart.) Teresa, das uneheliche Kind eines deutschen Malers und einer Römerin, wird mit vier Jahren von dem wegen Falschspiels verfolgten Kellner Walter entführt und in ein Bordell gestellt. Sie entflieht, kommt als Stubenmädchen nach Korfu, wird aber hier von Walter, der jetzt Mädelhändler ist, aufgespürt. Da erhebt ihr Hilfes in Viktor Heller, einem jungen Dänen. Die an Abenteuern überreiche Handlung wird durch das Hinzutreten

weiterer interessanter Personen immer verwidester und spannender. Es ist, als wollte Laurids Bruun seine unerhörliche Phantasie sich in diesem Kriminalroman einmal richtig austoben lassen. Aber er behält alle Fäden straff in der Hand und weiß sie allmählich überraschend zu entwirren und zu einem voll befriedigenden Ende zu vereinigen.

* M. A. Aldonow: „St. Helena, eine kleine Insel“ Roman. Übersetzung von Martha Fleischmann. (Drei-Masken-Verlag, München.) Dies ist der Roman des sterbenden Napoleons, der aus der Welt, die ihm einst zu Füßen lag, verbannt, immer noch eine Welt in sich trägt, der auf der einsamen Insel, umgeben von unbedeutenden Menschen, sich nicht trennen kann von der Größe seines Wollens und Handelns. Nicht der Mythos, sondern der Mensch Napoleon wird hier geschildert.

* Sinclair Lewis: „Der Mann, der den Präsidenten kannte“ oder „Gemüt und Seele des staatsverhaltenden Bürgers Lowell Schmalz.“ (Verlag E. Rowohlt, Berlin B. 50.) Nach der Typenschilderung eines Babitt und Elmer Gantry bringt Sinclair Lewis eine amüsante Porträtskizze, die zum Verständnis der Seele des amerikanischen Büchbürgers beiträgt. Dabei ist dieser ehrenwerte Mr. Schmalz, der sich solange einbildet, den Präsidenten Coolidge — er nennt ihn stets nur mit seinem Vornamen Cal (Calvin) — persönlich gekannt zu haben, bis er selber daran erlaubt, nicht mal so ganz unbekannt. Wir könnten für ihn auch bei uns genügend Vorbilder finden. Kurt Tucholskys Herr Wendriner ist jedenfalls ein ganz naher Verwandter von ihm. Auch er redet wie ein Wasserfall, ohne einen Satz richtig zu Ende zu führen, und ist von seiner Wichtigkeit ebenso überzeugt wie von der Richtigkeit seiner Lebensauffassung. Er gehört zu jener Sorte Menschen, deren Gefühle immer mit den geschäftlichen Idealen in Übereinstimmung bleiben, die für jede Situation die ihnen genehme und vorteilhafte Ansicht rechtzeitig bei der Hand haben und schwachhaft zur Geltung bringen. Lowell Schmalz ist ein Prachtexemplar dieser Art: man lacht über ihn, weil er sich selbst so ernst nimmt.

* Anita Loos: „Brunetie“ (heute: Deutsch von M. Th. Morel. Mit 26 Bildern von Ralph Boston. (Drei-Masken-Verlag, München.) Als gelungenes Gegenstück zu der gleichen, damit fast zur Berühmtheit gewordenen Verfasserin „Blondinen bevorzugt!“ Ebenso unverstehlich in seinem Übermut und Wit, in seiner Menschenkenntnis und seinem Humor. Dorothys aufregende Erlebnisse und Verirrungen sind wieder so amüsant geschildert, daß der Leser nicht aus dem Lachen herauskommt.

* Michael Ossorin: „Der Wolfkreis“. Ein Roman aus Moskau. (Drei-Masken-Verlag A.-G., München.) Ein kleines Haus in Moskau, ein alter Professor mit seiner Entelin, die darin wohnen, und der Bekanntenkreis dieses Hauses, darunter ein Komponist, ein Philosoph und ein Offizier, werden mit den Erlebnissen dieses Hauses und dieser Menschen in der Zeit von 1914 bis 1920 durch Frieden, Krieg und bolschewistischen Terror geschildert. Nicht die brennende Seelenanalyse ist das wesentliche, sondern eine neue Art, die Dinge zu sehen. Ossorin bedient sich dabei nicht der psychoanalytischen Methode. Er sieht den Menschen und sein Tun wieder verlochten in einem größeren Naturgeschehen.

* Joan Lowell: „Miß Lowell als Matrose unter Matrosen“. Der Roman einer Jugend auf hoher See. (Verlag Paul Zsolnay, Wien IV.) Joan Lowell erzählt ihre Jugend auf hoher See, ihre überaus merkwürdige Jugend auf dem Segelschiff ihres Vaters, auf das sie im Alter von 11 Monaten gebracht wurde. Unter den rauen Matrosen aus aller Herren Ländern lernt sie wie ein Matrose arbeiten, fliehen, im Bogen gegen den Wind segeln, und daß Kinder, Mädchen, anders als so aufwachsen, das erfährt sie erst spät, als sie erwachsen ist und zu ihrem großen Schmerz und ihrer noch größeren Verwirrung von ihrem Vater an Land, nach Hause gebracht wird. Alles, was sie erlebt, ist von eigentlichstem Reiz und mit einem überquellenden Humor erzählt: wie unter den Eingeborenen einer Südseeinsel eine Amme für sie erstanden wird, wie sie sich töten lassen will — ein Segelschiff in voller Talfahrt muß es sein, mitten auf der Brust —, ihre Equator-taufe, der Haifischfang, der Tanz der Jungfrauen auf Atafu und die seltsamen eindringlichen Bräuche der Gattenwahl dort, die der kindlichen Joan bewußt machen, daß sie ein Weib ist, und das ergötzliche Erlebnis: als sie nach Hause gebracht wird, in die Fremde des Mutterhauses, wo sie sich begeistert fühlt von den Hemmissen der Zivilisation. Ein frischer Seewind gleichsam weht durch das ganze Buch.